

Erfahrungsbericht

**Praktikum in Huye, Ruanda
im Centre Intiganda (Straßenkinderzentrum)
im Zeitraum vom
01.01.2020 – 31.03.2020**

Vorbereitung und Planung

Als ich anfing, mich damit auseinanderzusetzen, wo und wie ich mein Praxissemester verbringen wollte, wollte ich auf jeden Fall ins Ausland gehen. Ruanda selbst hatte ich tatsächlich nicht so auf dem Schirm, bin aber mit meinem Wunsch in möglichst ein französischsprachiges Ausland zu gehen in einen Termin beim Praxisreferat gegangen und wurde auf Ruanda aufmerksam gemacht. Da ich zuvor schon ein anderes afrikanisches Land für ein Praktikum besucht hatte, war mein Interesse an Ruanda natürlich sofort gewerkt. Für mich war dann also eigentlich klar, dass es dahin gehen sollte. Denn auch wenn ich anfangs dachte, ich könne mir irgendwo anders eine Stelle suchen, war es doch um einiges leichter, von der Kooperation der Hochschule zu profitieren.

Ich begann also, mich in das Land etwas einzulesen und baute Kontakt zu unserem Kooperationspartner vor Ort auf, der dann auch mein Gastvater wurde. Ich fand die Vorstellung, durch eine Familie bessere Einblicke in die Leben zu gewinnen sehr ansprechend. Schnell war die Sache in Stein gemeißelt. Und hier möchte ich sagen, dass die Kommunikation anfangs zwar erschwert war, da wir oft aneinander vorbei redeten, es aber im Endeffekt doch kein Problem war, mich an das Centre Intiganda weiterleiten zu lassen, also sollte man nicht direkt aufgeben.

Danach ging ich die anderen Vorbereitungen an, Impfungen, Auslandsversicherungen und den Flug zu buchen. Es wird eine Malariaprophylaxe empfohlen, die ich auch die ganze Zeit über genommen habe, wobei ich das rückblickend nicht unbedingt für notwendig halte.

Bei Einreise erhält man ein Touristenvisum und es ist leichter, sich von dann an um ein Arbeitsvisum zu kümmern. Und falls man sich für einen Aufenthalt in einer Familie entscheidet so wie ich, wird einem dort auch mit diesen Dingen geholfen.

Der Aufenthalt

Als ich alleine in Ruandas Hauptstadt Kigali ankam, war ich erstmal erschlagen von den ganzen Eindrücken. Ich denke, dass es sicherlich hilfreich ist, das „wahre Afrika“, wie Einwohner es nennen, vorher bereits kennengelernt zu haben, aber nicht zwingend notwendig. Denn mit einer gewissen Offenheit und Selbstsicherheit ist man durchaus in der Lage, sich an die neuen Umstände zu gewöhnen. Und Offenheit sollte sowieso eine Voraussetzung sein, wenn man ins Ausland gehen will.

Ich war den ersten Tag dann in Kigali und habe ein paar nette Leute in dem Hostel getroffen und die Stadt erkundet. Es ist laut, heiß, voll und man fällt als EuropäerIn nunmal auf. Aber Kigali ist eine schöne Stadt, mit sehr netten Einwohnern.

Auch am nächsten Tag, als ich dann nach Huye, der Kleinstadt wo ich wohnen und arbeiten würde, fuhr, traf ich viele sehr hilfsbereite Menschen, die mir erklärten, wie ich meinen Bus fand und so weiter. Denn vor allem das läuft dort komplett anders.

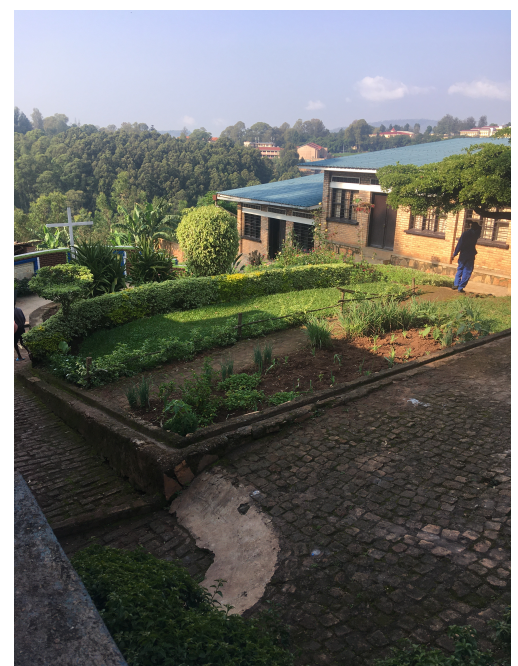
In Huye angekommen, wurde dann deutlicher, wie sehr ich auffalle und wie schnell mich wohl jeder kennen würde. Natürlich war das nicht immer schön und auch mal anstrengend, angestarrt und angesprochen zu werden, aber ich fand es auch nicht zu belastend.

Was jedoch schwierig war, was mir zu Beginn nicht so bewusst war, war, dass die Einheimischen nicht so viel Englisch und Französisch sprachen wie vermutet. Denn Kinyarwanda ist ebenfalls Amtssprache und wird fast ausschließlich gesprochen, die anderen beiden Sprachen lernen die meisten erst dann, wenn sie einen hohen Schulabschluss machen, was nun mal nicht so weit verbreitet war. Die älteren Generationen sprachen zum Teil sehr gutes Französisch, die Jungen eher Englisch. Im Bus oder auf dem Markt aber oft beides nicht. Dies war schon eine ernüchternde Erfahrung, die sich auch auf die Arbeit ausgeweitet hat. Gleichzeitig war sie auch Ansporn für mich, ein paar essentielle Brocken Kinyarwanda zu lernen.

Die Institution

Das Centre Intiganda ist ein Zentrum für Jungen, die auf der Straße leben. Sie kommen in das Zentrum, um ein Dach über dem Kopf zu haben, wieder in die Schule und wenn möglich in die Familie angegliedert zu werden und ein soziales Zusammensein, das in ihrer Familie aus verschiedensten Gründen nicht möglich ist, zu erfahren. Viele Familien der Jungen sind von Armut und Krankheit geprägt, weswegen sie auf der Straße landen.

Die Mitarbeiter kommen aus verschiedensten Professionen, darunter eine Sozialarbeiterin, zwei Lehrer, Betreuer und Praktikanten. Der Arbeitsalltag besteht aus Unterricht, Vorbereitung von Mahlzeiten und gemeinsame Aktivitäten. Es ist im Prinzip also wie ein Kinderheim, für Jungen von 6 – 18 Jahren, wobei viele nur temporär dort sind.



Meine Arbeit hat mir gut gefallen und ich war erleichtert, dass alle Kollegen Französisch sprachen. Bei den Kindern sah das natürlich anders aus, da konnte die Kommunikation nur über Zeichen laufen. Was ok war, mich aber manchmal auch sehr frustriert hat, weil meine Arbeit dadurch sehr begrenzt war. Trotzdem habe ich durch das gemeinsame Spielen und beobachten der Arbeitsabläufe viel mitnehmen können, denn die Kinder waren auch einfach eine große Gemeinschaft, die gerne neue Mitglieder aufgenommen hat. Anfangs waren sie etwas scheu, aber das wurde mit der Zeit besser.

Mich hat es nur manchmal gestört, dass viele Dinge, wie Regeln, die sich mir nicht direkt erschlossen haben, von dem Team als unüberbrückbare Tatsache dargelegt wurden. Das fand ich schade, weil so kaum Raum für sachliche Diskussion war. Denn generell musste ich alles mehrmals nachfragen, um ein Verständnis von der Arbeit zu bekommen und Aufgaben zugeteilt zu bekommen.

Ich denke also, dass ich einfach durch das Auseinandersetzen mit einer so anderen Kultur und Arbeitsweise vor allem im Zwischenmenschlichen Bereich gelernt habe und Soziale Arbeit hier auch nochmal anders betrachten kann. Auch wenn es eben nicht immer einfach war.

Empfehlung

Im Grunde würde ich meine Zeit in Ruanda nicht missen wollen. Die Leute sind sehr herzlich und hilfsbereit, das Land ist wunderschön. Die Arbeit hat ihre Vor- und Nachteile, aber auch das finde ich ok, denn so ist es überall. Durch die Familie habe ich viele wertvolle Erfahrungen und Einblicke in deren Kultur gewinnen können. Eine gewisse Gelassenheit sollte man aber mitbringen.

Ich denke, wenn man sich traut, solch einer Herausforderung zu stellen, kann man nur bereichert zurück kommen. Aber man sollte sich eben auch Gedanken machen ob man bereit und offen dafür ist, sich mit den Leuten, dem Land, der anderen Lebensweise und auch was das für mich als Weiße dort bedeutet, auseinanderzusetzen.



